

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Unvermählten

Greinz, Hugo

Berlin, 1914

Feigling

Feigling

Die Stunde ist lockend und entbindet einen aller Schwere. Man sitzt auf der Terrasse am See, der draußen wie ein dunkles Geheimniß ohne Glanz im Abend ruht. Nur dann und wann blitzt ein Licht auf, fährt der lange Streifen vom Scheinwerfer des italienischen Zollbootes über die schwarze Fläche, und man sieht Wellen glitzern. Der Himmel funkelt von Sternen, die nicht leuchten. Sieht man eine Minute lang hinaus in dies Dunkel, in diese grenzenlos scheinende Weite, fröstelt man unwillkürlich. Ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, der verschwindenden Nichtigkeit stellt sich ein. Man kehrt gerne wieder zurück mit den Augen. Ringsum an den Tischen, unter blau zuckenden Bogenlampen, fröhliche, plaudernde Gäste, Eleganz, Lebenslust, Jugend. Neben ihm dieses schlanke, hübsche, angenehme Mädchen, mit der Mutter, mit einem Bruder. Eine Bekanntschaft der Reise. Eine Woche schon trifft man sich täglich. Liegt zu dritt im Bad und läßt sich die Sonne auf Nacken und Arme brennen, schwimmt mitsammen hinaus, freut sich dieser jungen schlanken Glieder, die neben einem

ohne Mühe durch das grüne Wasser vorwärtsstoßen, — oder man liegt schweigend im Segelboot, läßt den Wind arbeiten und träumt von tausend Dingen. Geht über Land, auf die Berge, kommt staubig, schmutzig, erhitzt nach Hause, und sitzt eine halbe Stunde später tadellos rein und neugekleidet im Hotel. Er denkt sich: kann es ein schöneres Kennenlernen eines Menschen geben, als in solchen Tagen, wo er sich so vielfältig zeigen muß, mit allen Vorzügen, die ihm die Natur mitgegeben? Wie indianerbraun sich die glatte, weiße Haut dieses Mädchen- gesichtes verfärbt hat! Es würde schwer gehen, fällt ihm plötzlich ein, wenn sie jetzt erröten müßte.

Zwei Spieler mit Mandoline und Gitarre kommen. Zupfen sentimentale italienische Weisen. Locken die Sehnsucht nach dem Lande, das tiefer im Süden liegt, locken die Sehnsucht nach weiblichen Gnaden, nach weichen Händen, nach heißen Blicken. Er sieht in Leontinens Augen, da er fühlt, daß sie schon eine Weile auf ihm ruhen. Er fängt einen Blick auf, der flehend ist und übermächtig gewordene Neigung verrät. Seine Hand zuckt nach ihrer Linken, die im Schoße liegt, und dieser Händedruck, würde er jetzt gegeben, wäre mehr als eine Berührung, ein Griff, eine Zärtlichkeit. Er wäre ein Versprechen, ein Gelöbniß, das fest und unaufhörlich bindet. Das durchfuhr ihn plötzlich: gebe ich jetzt meine Hand auch nur ganz vorsichtig, ganz leise und

kaum merkbar dorthin, so klammern sich schlanke Mädchenfinger um sie, die ihrer schon ungeduldig harren. Wenn sie auch wieder losgelassen würde, es wäre doch auf einmal ganz, ganz anders geworden. Und alles ginge automatisch weiter: den Abend über ein stummes, stets sich wiederholendes Verkramphen der Finger, wo sie sich nur finden, man würde nicht müde des Spieles; dazu die stumme Sprache der Augen, der Mund ist qualvoll geschlossen, so daß es fast schmerzt, und die Augen überhaften sich in Worten und Sätzen, — soviel könnten die Lippen niemals sagen, so reich an Ausdruck und Einfällen und Wandlungen ist die Sprache gar nicht, die ja doch nur mühselig nachhinkt. Dann die Stunde des Nachhausegehens. Mutter und Bruder voran. Nun kommen die ersten, kurzen Worte, die nur einen kleinen Teil jener Unendlichkeiten wiedergeben können, in deren Besitz man sich weiß. In einer Viertelstunde, ach was, — in fünf, in einer Minute dieses Alleinmiteinandergehens wird der ganze Inhalt der Zukunft bestimmt. Die ersten Koseworte, das erste Küssen, das erste Aneinanderdrücken, — die ersten schmerzlich-wonnigen, durchschauernenden Vorfreuden eines Besitzes. Alles Dinge, deren verwirrende Schönheit man stärker und voller zu genießen meint, als je ein anderer es getan, — Dinge, die eines verpflichtenden Händedruckes unterm Tisch, während des Spieles dieser Mando-

linen- und Gitarrenzupfer, wohl wert wären. Leon-tine ist ein hübsches, kluges, wohlherzogenes Mädchen, mit allen möglichen guten Eigenschaften. Es würde einen Mann nicht unglücklich machen.

Aber mit diesem Heimweg am Strand, der er-ften Seligkeiten voll, ist es nicht abgetan. Elf Uhr wird es sein, wenn er sich vor dem Hotel verab-schiedet. Noch nie lag in den Abschiedsworten ein solcher Ton. Verheißend, sehrend, bangend, — nein, der Ton ist ein anderer: glücklich, siegesbewußt, besitzesfreudig, fast herrschend. Er küßt der Mama die Hand, sagt zu dem jungen Gymnasiaften ein burschikoses ‚Servus!‘, wie zu einem erwachsenen Freunde, dann wird er noch ins Café gehen am Platz, der vor dem Hafen liegt. Dort verbringt er allabendlich eine Stunde, an einem kleinen Tischchen vor den Bogengängen aus alter Zeit, seine Zigarette rauchend, in die Ferne sinnend, und sich seiner Frei-heit freuend, der unbegrenzten. Stets im Bewußt-sein, über alle Möglichkeiten des Lebens verfügen zu können, frei wie der Vogel, flüchtig und schnell wie die Schwalbe.

Er wird also auch heute eine Stunde vor dem kleinen Kaffeehaus sitzen. Die Nacht ist warm, die Gespräche der noch spät Vorübergehenden werden an sein Ohr klingen, am Hafen trällert eine junge Stimme irgend eine der unbekanntnen Weisen, die hier in allen Gassen aufklingen und einen neugierig

und sehnſüchtig machen. Die großen, ſchweren, ſchmutzigen Boote mit den haushohen Segelmaſten und den bleichen, von Wind und Wellen verwaſchenen Gallionsfiguren, die einen faſt an Geſtalten im Panoptikum erinnern, wiegen ſich langſam und bedächtigt im Waſſer, das voll Unrat iſt. Von der Uhr am ſchlanken Turm des Municipio fallen die Viertelſtundenschläge, wenige Sekunden ſpäter antwortet in der Ferne die Kirchenguhr, heller, ſchleuniger, als ob ſie nachkommen müßte. Es iſt eine Nacht, in der man wachend aus einem Traum in den anderen ſinken könnte. Aber er wird wohl nicht von fernen, phantaſtiſchen und gefahrvoll lockenden Dingen träumen, wie ſonſt zu dieſer Stunde. Das iſt vorbei. Seine Gedanken ſtoßen heute an eine Wand. Er fühlt ſich in einem Käfig. Oder er kommt ſich vor wie ein Vogel, den man noch mit gebundenen Flügeln herumflattern läßt, bis man ihn hineinſperrt. Sie wurden von einer weichen linden Hand gebunden. Es tat gar nicht weh, es tat eigentlich wohl. Gewiß, gewiß, — aber ſie ſind gebunden. Er könnte ſie wohl lieben, dieſe Hand, und die, der ſie gehört. Vielleicht liebt er ſie ſogar in Wirklichkeit. Je tiefer er darüber ins Nachdenken gerät, deſto beſtimmter glaubt er zu wiſſen, daß ihm Leonfine ganz und gar nicht gleichgültig iſt. Und wenn es nicht ſie iſt, wird ja doch einmal eine andere kommen, der er leihtſinnig und ohne jede Überlegung ſeine Freiheit, ſein

Leben schenken wird. Wäre es nicht besser, dies jetzt zu tun? Wie würde diese andere aussehen, die mehr Glück haben und der es gelingen wird, ihn zu überrumpeln? Man könnte fast Angst haben vor all dem, was einem noch bevorsteht. Wir sind ja keine Stunde davor sicher, uns zu verlieren und etwas zu begehen, das nicht mehr aus der Welt geschafft werden kann. Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht, — die Nacht ist so schön, so schön, — mit einem einzigen Schwung meint man sich über den schwarzen See heben zu können, meilenweit in einer einzigen Nacht, und am Morgen ist man mitten unter tausend neuen Menschen. Wieviele Herzen schlagen mir entgegen, ohne daß sie es wissen? Ebenso unwissende, zitternde, erwartungsvolle, wie es das meine ist.

Weiter: der nächste Tag. Er kommt nach dem Frühstück ins Hotel. Er bringt Blumen. Die Verkäuferin, die ein hübsch gebrochenes Deutsch spricht, hat sie ihm mit Blicken gebunden, als ob sie sagen wollte: der ist für mich erledigt. Leontine schreitet durch die Tür. Verschwärmte, dunkle Augen empfangen ihn, beseligte, besitzende: du bist mein! Sie müssen manche Stunde der Nacht offen gewesen sein, Schatten liegen unter ihnen. Was mag sich Leontine die ganze Nacht, bald Schlaf suchend, vor Ermüdung, bald ihn vermeidend, da sie doch ihre Gedanken festhalten wollte, für Bilder gebaut haben?

Vom heutigen Morgen an auf Wochen, Monate und Jahre hinaus, — ein ganzes Leben sich gestaltend an seiner Seite, nur Glück sehend, leichtfüßig über alle kleinen Verdrießlichkeiten, über alle unvermuteten Schwierigkeiten grauer, trüber Tage hüpfend.

Und im Laufe des morgigen Tages wird er mit der Mutter sprechen. Der Bruder wird alles erfahren. Der wird stolz sein, nun zu ihm du sagen zu können, und froh, einen Schwager zu haben, der seine Dummjungenstreiche gutmütig mitmacht. Im Laufe des Tages wird es sich weiter geben, daß er mit Leontine Arm in Arm durch die Stadt geht, am Hasen herumstreift, zu dem man schließlich aus all den kleinen, dunklen, gekrümmten Gassen immer wieder herauschreitet, den Blick auf einmal von hohen Häusern, von Fenstern und Pflastersteinen befreit und in die blaue Weite losgelassen. Die welschen Mädchen, die hier zu zweit und dritt in unermüdlichem, wichtigem Geplauder flanieren, und denen er mitten in ihre lebhaften Gespräche hinein oft ein leichtes, lustiges Wort zuwarf, werden ihn nicht mehr mit ihren weißen, blanken Zähnen anlachen, werden ihm das Wort nicht mehr keck erwidern, ihm lächelnd über die Schulter nachblicken und sich im geheimen darauf freuen, daß er ihnen wieder in den Weg trete. Er ist gestrichen, er geht Arm in Arm. Nicht läßig und mit einer ihresgleichen. Vornehm und solid, mit einer Fremden, die wirklich zu ihm

gehört. Verheiratet, verlobt, — gleichviel. Er war ein Schwindler. Wenn er eine Frau oder eine Braut besitzt, was lachte er uns an? Sie werden ihm Worte zuwerfen, die armen, schönen, schnelfüßigen Mädchen dieses Volkes, über die er erröthen mußte.

In einer Woche will die kleine Familie, Mutter, Tochter und Sohn abreisen, nach dem Norden zurück. Das werden für Leontine noch sieben Tage himmelblauesten Glückes sein. Man wird viel von der Zukunft sprechen, die Mama wird sich hineinmengen, die Gespräche werden sich bald um Wohnung, Möbel und Dienstboten, um Besuche und Polterabend, Hochzeitsreise und Vermählungsanzeigen drehen. O Gott, o Gott, o Gott! — Diese warme, geheimnisvolle, dunkel funkelnde Nacht!

Und in sieben Tagen begleitet er seine Braut, die Mama und den Bruder zum Bahnhof. Er bleibt noch hier, und Leontine wird es wahrscheinlich unbegreiflich, rücksichtslos, rätselhaft finden, daß er sie allein reisen lasse. Aber das ließe er sich nicht nehmen. Er bleibt noch eine Weile hier und kann nun ruhig nachdenken, ohne daß er darin täglich zwölf Stunden lang von ihr beeinflusst wird. Aber die Woche wird nicht ewig dauern, wie er sich das gedacht hat, und dann ist auch er zu Hause. Dann kommt das tägliche Beisammensein. Und dann rückt die Stunde immer näher, und zum Schluß wird er

statt in seiner bisherigen Wohnung, die so feierlich einsam und von einer stummen Nachgiebigkeit ist wie ein vornehmer, treuer alter Diener, in einer unangenehm neuen, blißblank ausgestatteten sein, in der kleine, schmale Frauenfüße über die Teppiche huschen, die Türen aber umso geräuschvoller geöffnet und geschlossen werden, — und ein anderer Wille wird neben dem seinen maßgebend und bald überhaupt stärker sein, als sein eigener, der in der alten, stillen, verlassenen Wohnung zurückblieb. Und wenn er in seinem Zimmer sitzt und einmal recht froh ist, wieder allein zu sein, streicht eine liebkosende Hand über seinen Kopf, verschließen warme Finger seine Augen, ein Frauenkörper, den er — ach! — so gut und gründlich kennen wird, drängt sich an den seinen, ein Duft fließt um ihn, der ihn weich und schwach macht. Und wenn er auch gerade zu dieser Stunde im Innersten kühl und stark bliebe, — Zärtlichkeiten werden gegeben, um erwidert zu werden. Er wird nie allein sein, wenn er es möchte. Kinder kommen, — das Leben wird so voll, daß man keine leere Stunde mehr haben wird, keine Zeit mehr, in der nichts liegt, als diese berückend schöne, schweigsame, einen erwartende Leere, die man nach Wunsch und Verlangen erst füllen muß. Das wird er nicht mehr können, so wie jetzt. Denn käme wirklich einmal eine solche Stunde über ihn, so wird er traurig sehen, daß er diese Kunst verlernt hat, daß er diese Lücke

mit nichts mehr ausfüllen kann, — es sei denn der Schmerz, mit dem man etwas Verlorenem nachsieht. Und nicht einmal der wird sich einstellen. Denn man rauft sich mit Sorgen herum und erfährt, daß es ja doch keinen einzigen Menschen geben kann, mit dem man in allem und jedem ein Einvernehmen besitzen würde. Die Kinder werden groß, Lärm und Unruhe treten in sein Leben und verlassen es nicht mehr, in dieses Leben, das jahrelang von tiefer, heimlicher Ruhe war, und dem dann jede Möglichkeit genommen sein wird, willkürlich sich zu wenden, zu steigen, zu fallen. Nicht einmal vernichten dürfte er es. Es wird seine Bahn haben, eine gerade, glatte Bahn, auf der man das Ende als einen ferneren Punkt sieht, wie den Punkt, in dem sich zwei Schienen treffen, die durch flaches, weites Land laufen. Es gibt kein Abirren aus solchem Geleise. Das wäre eine Katastrophe. Er haßt Katastrophen.

Die beiden zupfen noch immer auf ihren Instrumenten. Er wundert sich, daß sie noch hier sind. Er hat sie ganz vergessen, gar nicht mehr gehört, als ob einer seiner Sinne ausgeschaltet gewesen wäre. Der eine fängt jetzt gar ein italienisches Liebeslied zu singen an. Leontinens Hand wartet. Die seine ist reglos und kalt. Er fühlt kein Zucken mehr im Arm, in den Fingern, dieses lockende, warme Stück Körper, das sich von dem weißen Kleid ganz dunkel-

braun abhebt, zu berühren. Ein Blick streift ihn. Er ist traurig und voll Vorwürfe. Er sagt ihm vieles, aber er weiß dies alles. Er ist froh, daß er auf diese stummen Fragen, auf diese Anklagen keine Antwort zu geben braucht, und denkt sich gleichzeitig, wie merkwürdig dies sei, daß man nur Worte zu beantworten habe und jede andere Sprache, so eindringlich sie auch sein mag, als nicht vorhanden betrachten könne. Sie will doch, daß ich rede. Aber er schweigt. Sein Mund schweigt, seine Hand schweigt. Nun schweigt auch endlich der Sänger und geht von Tisch zu Tisch, um abzusammeln. Man beginnt wieder zu sprechen, nach einer kleinen Pause. Es ist, als ob sich alle erst recht besinnen müßten auf die Wirklichkeit. So stark wirkte der stille Abend, das Gezirpe der Saiten, die Stimme des Sängers, das Schwirren der kleinen Tiere, die an die Bogenlampen stießen.

Er schlägt einen leichten, lustigen Ton an, wie aus einem schweren Traum erwacht, den man für ein Erlebnis hielt und der ja doch nur ein Traum war, wieder frei geworden und beweglich. Leontine ist stumm, er muß sich an die Mutter, an den Knaben halten, der ihm ausnehmend gefällt, und zu dem er ein steigendes Gefühl wirklicher guter Freundschaft empfindet. Der Knabe geht, als ob nicht das mindeste geschehen wäre, auf seine Gedanken und Einfälle ein. Es war ja nur ein ganz heimliches, unsicht-

bares Geschehen. Nur die zwei wissen davon, kein anderer.

Noch kommt ein schweres Stück: der Heimweg. Natürlich geht er mit Leontine, die Mutter und der Bruder voran. So war es ja immer. Aber sonst war dies ein schöner, stiller Abschluß sonniger, bewegter Tage. Man ging in einer angenehmen Müdigkeit, man empfand sich nahe und zugehörig, man streifte mit manchem Worte an Gefühle, die erst jetzt im Dunkel wach zu werden schienen. Nun ging er schwer, jeden Schrittes bewußt, neben ihr einher. Was er sagte, wurde mit Widerstreben aufgenommen und kurz beantwortet. Kein Wort munterte ihn zum Weiterreden auf. Das Mädchen tat ihm unendlich leid. Vielleicht hätte er nun alles wieder gut machen können. Es hing nur von ihm ab, von einem Worte. Aber es wäre nicht dasselbe gewesen wie auf der Terrasse, da ihre Hand der seinen wartete. Und jetzt, in diesen Augenblicken, da er über seine Gedanken hinweg Sinnloses und Gleichgültiges redete, als ob er erst die Verlegenheiten des Kennenlernens überwinden müßte, war er gar nicht verlockt, gut zu machen, was geschehen war. Er ging und hatte das Empfinden, er müsse das ganze Stück Weges schwer auf seinem Rücken tragen. Beide schwiegen nun. Er wagte einen Seitenblick zu ihr. Geradeaus sah ihr Gesicht, mit strengen zur Ruhe gezwungenen Augen. Sie ging langsam, mit Mühe.

Vielleicht trug sie schwerer, als er. Auf einmal dachte er: hätte ich sie doch nie kennen gelernt, dies alles bliebe uns erspart. Aber wozu sind wir Menschen schließlich auf der Welt, als uns kennen zu lernen, uns zu hassen, uns zu lieben, uns zu vermehren, auf daß die nachfolgenden wieder zum gleichen verurteilt seien. Doch dies alles konnte er ihr nicht sagen. Er hatte das Gefühl: würde er ihr jetzt sagen, er liebe sie, sie wiese ihn kalt und hochmütig ab. Sie hatte sich ihm geben wollen und wurde von ihm zurückgestoßen. Das überwindet ein aufrechtes Mädel nicht so leicht.

Stumm und wie zwei Menschen, die einander wildfremd sind, legten sie den Weg zurück. Vor dem Hotel verabschiedete er sich. Leontinens Hand war kalt und zurückhaltend. Sie hatte ihm gar nichts mitzuteilen, — und hätte ihm doch vor einer Stunde noch tausend Zärtlichkeiten zu sagen gewußt! Er sah, wie ein liches Kleid sich über einige Stufen bewegte, dann blieb er eine Weile stehen. Sah nichts als ein Tor, Mauerwerk, Oleanderstöcke mit dunkelroten Blüten. Er fuhr sich über die Augen, wandte sich um und dachte nach, was er nun tun solle. Langsam ging er dem Hafen zu. Der lag, wie sonst, die Boote schaukelten, die Gallionsfiguren hoben sich auf und ab. Gegenüber standen die kleinen Tische des Kaffeehauses, nur wenige Leute saßen an ihnen. Nun bin ich wohl einer Gefahr entron-

nen, dachte er einen Augenblick. Er näherte sich den Tischen, vor ihnen angekommen änderte er aber plötzlich seinen Entschluß, kehrte um und bog in die nächste dunkle Gasse ein. Auf weiten Umwegen begab er sich nach Hause.
